

Voraussetzungen Stammstücken.

Stammfundschaft aber hat nicht nur unlegbare Vorteile, sondern auch ganz bedeutende Nachteile. Stammgäste sind ein heikles, verdammt schwer zu behandelndes Volk. Sein halbes Leben kann man aufwenden, sie zu „zügeln“ — und im Handumdrehen sind sie verheuchelt, verloren.

Ganz abgesehen von denen, die jetzt und bis auf weiteres nicht mehr kommen können, auch wenn sie noch so gern wollten; die der Krieg aus den heimatlichen „Gründen“ und Bezirken in ganz andere, abgelegene Gründe und Bezirke rief, wo der Tisch erdbodenniedrig und das „Service“ ureinfach ist, wo der Sumarjag sich selbst bedient, wo der Koch durch sein „Aufbraun“ sich zu größerer Eile anspornen läßt.

Ihre Zahl ist bekanntlich gar nicht gering und wächst noch von Tag zu Tag. Der Wirt vom Gasthaus „zum X-Theater“ zum Beispiel kann ein Lied davon singen. Eine seiner Stammstük-

gesellschaften nach der anderen ist durch die Musterungen, Einberufungen, Einrückungen zusammengeschmolzen wie Märzschnee vor der Aprilsonne — auch die, die zwar nicht die einträglichste, aber ihm die liebste war und bei der er sich am häufigsten aufhielt: der studentische Stammstük „Gleisama Nioganga“. Das ist, nebenbei bemerkt, kein Perionennamen, sondern, wie mir ein berühmter Sprachforscher erklärte, ein altindischer Spruch, der auf neuhochdeutsch ungefähr bedeutet: „Gleich sind wir nie gegangen.“ Also der Techniker im ersten und der im zweiten Jahrgang, der Chemiker, die beiden Juristen, der Cand. ing. und der Cand. agr. — alle haben sie die Uniform angezogen und verteidigen nun das Vaterland teils im Süden, teils im Norden. Und wenn der Herr Wirt auch den Verdiensten nach ertragen kann — das gegenüberliegende X-Theater ist seitdem es ausschließlich die heimatliche Operette pflegt, viel besser und von zahlungsfähigeren Leuten besucht als damals, da es sich noch auf das dumme Volksstück und die saden Klaffler stützte — und wenn er auch nicht ganz besaitet und empfindsam genug ist, daß ihm darob das Herz bräche: es gibt ihm doch einen Miß, so oft er am Abend an dem „Gleisama Nioganga“-Stammstük gravitativ vorbeivandelt und ihn entweder ganz leer oder bloß mit dem feinalten pensionierten Artilleriehauptmann besetzt sieht. Der läßt sich auch im August das Bier vorwärmen; der hat sich des lausibaren, zugewöhnlichsten Plätschens geistesgegenwärtig bemächtigt; der hat noch die Feldzüge von 1864 und gar von 1859 mitgemacht, die er darum für gewaltiger hält als den jetzigen Weltkrieg, und deren Feldherren er unvergleichlich höher schätzt als Söbendorff, Falkenhahn und Hindenburg. Ja, auch höher als Hindenburg, und das ist das Allerärgerlichste, Empörendste. Er, der X-Theater-Wirt nämlich, weiß nur zu genau, daß jenem, dem Herrn Hauptmann nämlich, seine — des X-Theater-Wirtes — verblüffende Ähnlichkeit mit dem Sieger von Tannenberg noch gar nicht aufgefallen ist. Die „Gleisama Nioganga“ aber haben sie sofort entdeckt und überzeugend nachgewiesen: die mächtige, vorgewölbte Stirn, die starken Backen, den kühn geschweiften, breitbuschigen Schnauzbart. Das war ein fideles, auch die verordnete Kriegssperre überdauernde Abend, an dem die Feststellung dieser ehrenvollen Ähnlichkeit gefeiert wurde!

Und jetzt liegen sie in den Schützengräben, die wackeren, lustigen Burden, der eine da, der andere dort, und statt ihrer frieden Gesichtes sieht Hindenburgs Doppelgänger höchstens alle paar Wochen einmal eine Feldpostkarte von ihnen und in der Zwischenzeit das runzlige, grämlich-verkniffene Antlitz des vorsintflutlichen Artilleristen...

Auch der Wirt vom Gasthof „Zur Stadt D“ kann so ein Lied singen; der Stolz seines „Speisezuges“, der „Kriegsheimatstük“, ist ebenfalls durch den Krieg gesprengt und verwaist. Seine Mitglieder, denen so spannend, so angenehm gruselig von fern zuzuhören war, wenn sie von lebensgefährlichen Operationen, von Unglücksfällen, Selbstmorden und blutigen Verbrechen berufsbegeistert berichteten, sind in alle Winde zerstreut, in Rußisch-Polen die einen, in Sibirien kriegsgefangen gar die anderen. Jede Liebespaar, die nichts reden, nur die Augen verdrehen wie abgestochene Geißböcke, machen sich dort breit, wo der schlaffe, trinkfeste, beschmigte, jetzt am Bug heilende Polizeiarzt dem Herrn Wirt einst die entsetzliche wissenschaftliche Geschichte vom verheerend verchludten, gespenstisch im Bauch des Patienten raschelnden Perlenhalsband anvertraute. Fürs Leben gern möchte er sie noch einmal vernehmen; daß er sie jederzeit mit allen Einzelheiten in den „Pichwickern“ nachlesen könnte, weiß der Harmlose nicht...

Und der „unfaugliche“ Speisenträger Emil vom „Blauen Z“ — was hat der getan aus Enttäuschung darüber, daß er seine beiden ältesten Stammfunden vermissen mußte, vermissen die derben, ungeduldigen Antworten des Privatbeamten (jetzt Fähnrichs) M., wie die nadelspitzen Stachelreden des Staatsbeamten (jetzt Oberleutnants) N.?

Seinen Beruf hat er an den Nozel gehängt und einen ganz, ganz anderen ergriffen! Auf der Straßenbahnlinie Rennweg-Simmering zwitert er jetzt Fahrtscheine; dort habe ich ihn neulich in der Schaffneruniform getroffen.

„Schlecht ganz‘ s mir es net“, jagte er, nachdem er die Ausbrüche seiner Wiedersehensfreude einigermaßen gedämpft hatte. „Trinkgeld kriag‘ i jektzen eigentli‘ mehr. Nur daß das Publikum in an‘ fort wechselt, daß ma‘ allerweil wieder andere G‘fächter siecht, das is Unjeran‘ seltsam und macht an‘ so g‘wiß quafi unsicher. Das war halt beim „Blauen Z“ do‘ ganz was anders!... Hab‘n S‘ nix vom Herrn von M. g‘hört? Und vom Herrn von N.“

Nein, ich hatte nichts von diesen beiden gehört. Aber ich mußte dem Emil auf Ehrenwort versprechen, ihn sofort zu verständigen, wenn es der Fall sein sollte; er gab mir zu diesem Zweck seine genaue Adresse.

Ich bin überzeugt, der Emil verläßt augenblicklich Zwischwange und Pfeifen wieder mit dem „Gangerl“, sobald er erfährt, daß der koken, grobe Herr M. und der boshaft witzige Herr N. vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt und zum erstenmal am Stammstük beim „Blauen Z“ erschienen sind. Ich bin aber auch ebenso überzeugt, daß sich noch Duzende von Beispielen solcher Kellnerneue in unserer schönen Vaterstadt aufspüren und nachweisen ließen.

Und da zweifelt noch einer an unserem unerlöschlichen Gemütsreichtum?